

## Buchbesprechung

### Phrase unser

*Stefan Federbusch ofm*

„Ich möchte Sie einladen...“, „Wir müssen die Menschen da abholen, wo sie stehen“, „eine Begegnung auf Augenhöhe“, „Das kann ich gut hören“, „Ich lege mal meins daneben“, „Geht es Ihnen nicht auch so...“, „zumindest ein Stückweit...“ Diese oder ähnliche Formulierungen kommen uns aus dem kirchlichen Kontext allzu vertraut vor. Wer Radio hört, erkennt sofort, wenn eine kirchliche Verkündigungs-Sendung dran ist. „Das liegt vor allem an der elenden und langweiligen Erwartbarkeit in den Formen der Verkündigungssendungen“ (48). Aufgrund dieses Kirchensprechs konnte der Komiker Otto Waalkes bereits vor über vierzig Jahren eine Persiflage auf das „Wort zum Sonntag“ starten.

Da Sprache das zentrale Medium der Kirche(n) ist, bedarf es der besonderen Aufmerksamkeit für deren Gestaltung und Verwendung. „Der Glaube bewegt sich, so er sich selbst beschreiben soll, an der Grenze des Sagbaren – und es ist ganz natürlich, dass die kirchliche Sprache an dieser Grenze oft verrutscht, unpassend wirkt und sich im besten Fall ihrer eigenen Schwächen bewusst ist, wenn sie ehrlich zu sich ist“ (11).

Für die Autoren ist die kirchliche Sprache Fluch und Segen zugleich. Sie empfinden sie auf's Ganze gesehen als blutleer. Kirche spreche als eine Art Soziolekt nur noch in den eigenen Innenraum und werde nur noch von den eigenen Gläubigen verstanden. Kirche verliere sich „in einer selbst gewählten Wagenburg, in einer *splendid isolation*“ (13) und verfehle so ihren Auftrag. Selbst in Kirchenkreisen gebe es einen „Überdruß an der Sprache“, es fehle aber eine wissenschaftliche Untersuchung dazu. Für den katholischen Bereich hat Erik Flügge 2016 den Bestseller geschrieben: „Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“ (vgl. meine Buchbesprechung), der allerdings stärker ein subjektiver Aufschlag denn eine wissenschaftliche Analyse ist. Die Autoren dieses Werkes, die Redakteure Jan Feddersen und Philipp Gessler, kommen eher aus dem evangelisch-protestantischen Bereich und focussieren stärker auf die hier vorhandenen Sprachformen, ohne allerdings die katholische Kirche aus dem Auge zu verlieren. Im Kapitel 6 werden die Unterschiede zwischen evangelischer und katholischer Kirchensprache und ihre historischen Hintergründe beleuchtet.

Für ihre Darlegung haben sie zahlreiche Interviews geführt. „Wir haben uns bemüht, mit wichtigen Stimmen in der Theologie, in der Kommunikations- und Geschichtswissenschaft sowie in der Kirchenleitungsebene über das Phänomen der heutigen kirchlichen Sprache zu sprechen – oder mit Intellektuellen, denen wir ein besonderes Gefühl für die (kirchliche) Sprache unterstellten“ (15). Es sind dies: Reiner Anselm, Petra Bahr, Alexander Deeg, Jan Fleischhauer, Christiane Florin, Anne Gideon, Valentin Groebner, Thies Gundlach, Katharina Herrmann, Christian Lehnert, Paul Nolte, Franz-Josef Overbeck, Jo Reichertz, Michael Seewald, Fulbert Steffensky und Ellen Ueberschär.

„Die Grundthese dieses Buches ist, dass die kirchliche Sprache von heute zwar einen weiten Verlauf bis in die Reformationssprache hat – die daraus in den folgenden Jahrhunderten entstandene „Sprache Kanaans“ [gemeint ist die besonders fromme evangelikal-pietistisch geprägte Sprache; SF] aber heute nicht mehr von großer Prägekraft ist. Wichtiger für die heutige kirchliche Sprache ist das für Deutschland so prägende protestantische Pfarrhaus, die Kirchentage der vergangenen Jahrzehnte und die soziologische und vor allem sozialpädagogische Sprache der Siebziger- und Achtzigerjahre, womöglich in Reaktion auf die Sprache der Nationalsozialisten, von der man sich absetzen wollte“ (16).

Kirchensprache ist vor allem Sprache des Bürgertums. Gab es einst die Zeit der preußischen „Härte des deutschen Bürgertums und Bildungsbürgertums“ (Paul Nolte), so folgte in den 70er Jahren die Neuerfindung in Sprache und Erziehung. Seitdem bestimmen eher „weiche“ Sprachformen das Geschehen in Liturgie und Verkündigung, Katechese und synodalem Geschehen. Eine (sozial)pädagogisierende Sprache der 70er, eine psychologisierende Sprache der 80er und Management-Sprache der 90er Jahre hat sich bis heute erhalten. Wobei sich kirchliche und politische Sprache der jeweiligen Zeit gegenseitig beeinflusst haben. Der „zivilreligiöse Hochtou präsidialer Lebensbegleitung“ (Petra Bahr) (95) ist bis heute aus den Ansprachen des Bundespräsidenten und der Bundeskanzlerin herauszuhören.

Ein wesentlicher Aspekt ist die Machtfrage. Die Kirchensprache neigt zur Vertuschung, insbesondere negativer Gefühle und Intentionen. Sie birgt „maskierte Aggression“ (60), kommt dem anderen also zumindest verbal freundlich entgegen, meint aber das Gegenteil. Sie versteckt Imperative unter vermeintlichen Einladungen. Sie verklausuliert und suggeriert Gleichberechtigung. „Die kirchliche Sprache verschweigt viel, sie kennt Sprachlosigkeiten – und sie vertuscht Macht, Hierarchien und auch Gewalt. Sie ist in weiten Teilen eine Sprache der Vorsicht, ja der Angst, sie meidet Klarheit und verdeckt Verantwortung. Sie simuliert eine Nähe, ja manchmal gar eine Sinnlichkeit, die sie in Wahrheit gar nicht besitzt“ (16). Kommunikationstheoretisch wird diese Art der Kommunikation „double bind“ genannt. Das Problem ist, dass die Doppelbödigkeit langfristig Vertrauen zerstört.

Die Autoren sprechen von Unschärfe als kirchlichem Programm. Sie dient beispielsweise der Konfliktvermeidung. Harmonie erzeugt Wohlbefinden statt Widerspruch. Vereinnahmende „Wir“-Botschaften verdecken unterschiedliche Positionen. Statt Tacheles zu reden, gibt es die Tendenz, „sich durch eine vorsichtige Sprache nicht angreifbar zu machen“ (69). „In der kirchlichen Sprache gibt es aber leider die Neigung, sich hinter Floskeln und Phrasen zu verstecken: Phrase unser!“ (70). Dies geschieht da, „wo die Sprache Kartoffelbrei ist, wo du nicht mehr kauen musst“ (130), wie es Fulbert Steffensky wunderbar im Bild auf den Punkt bringt.

Neben dem strukturellen Aspekt von Macht und Vertuschung stellt sich die inhaltliche Frage. Hier warten die Autoren mit der These auf: „Die kirchliche Sprache wirkt heutzutage so blutleer, weil sie im Alltag der Verkündigung der vielleicht entscheidenden Frage seit Jahrzehnten ausweicht... ob es denn wahr ist, was da alles in der Kirche behauptet wird“ (101). Die Kirche habe sich der Gottesfrage und der „Gottesfinsternis“ der Menschen zu stellen. Für Christiane Florin ist eine defizitäre Sprache auch „Ausdruck eines gewissen defizitären Denkens“ (103) und einer fehlenden Auseinandersetzung. Für Alexander Deeg müsste Kirche vermitteln: „Wir suchen selber, wir fragen selber. Wir sind eine zweifelnde, fragende Kirche,

weil wir Gott nicht haben, weil niemand diesen Gott hat“ (102). Und Fulbert Steffensky meint: „Wo man der Zweifel nicht fähig ist, ist man auch der Wahrheit nicht fähig“ (109). Kirchliche Sprache entspringe aus Angst und dem Bewusstsein, einer bröckelnden Institution anzugehören. „Man verkauft den christlichen Glauben kirchlicherseits vor lauter Selbstzweifel und Ängstlichkeit als eine für alle passende Wellness-Kur, eine Lebenseinstellung, die die Lebensleistung irgendwie steigert – oder schlicht als eine Wellness-Botschaft, die „happy“ macht“ (105).

Angesichts der sprachlichen Entwicklungen in der Gesellschaft ist kirchliche Sprache mit ihrer Offenheit und mit ihren Partizipationsmöglichkeiten aber nicht nur negativ zu beurteilen. Ihr „Vagheits-Sound, das Vorsichtige, Unbestimmte und Metaphorische könnte eine ganz gute Woldecke gegen die Kälte der Sprache in den sozialen Medien sein“ (Petra Bahr) (130). Und noch einen Hinweis gibt es gegen Ende des Buches. Vielleicht werden derart viele Worte gemacht, weil es den Kirchen an „Vertrauen in die Schönheit und Kraft ihrer Bilder und Rituale“ (132) fehle. Schönheit spreche für sich...

Zur Illustration haben Jan Feddersen und Philipp Gessler noch ein ausführliches Glossar (135-181) von Begrifflichkeiten zusammengestellt, die ihnen im Kontext kirchlicher Sprache immer wieder begegnet.

Die Autoren stellen schon in der Einleitung die Frage: „Nutzen die Kirchen vielleicht diese weiche, unklare Sprache, weil es ihr selbst an Klarheit, Kraft oder gar festem Glauben fehlt? Sollte man diese Sprache überwinden? Und wie könnte das geschehen?“ (16). Tröstlich und hilfreich scheint da das Wort von Christian Lehnert: „Wo Kirche ist, ist Krise“. Kirche sei Geschöpf der Krise, denn in dem Augenblick, in dem das Undenkbare in die Welt einbreche, stehe fundamental in Frage, was ist und was besteht. Reich Gottes meint eben nicht Sicherheit, sondern Aufbruch und Neuanfang. Kirche darf daher nie „in den Dienst des Braven treten... Gleichwohl nur eine Überlegung sei dies. Wer sie nicht teilt, sei frei, dies zu tun: Sein Eigenes mal danebenlegen!“ (183)

Das Werk bietet gute Anregungen, meinen eigenen „Kirchensprech“ selbstkritisch zu reflektieren und auf Phrasen und Floskeln hin abzuklopfen. Es erschließt die Entwicklungen, wie es zur bis heute gängigen manchmal allzu soften und vermeintlich empathischen Kirchensprache gekommen ist und welche Vor- und Nachteile sie bietet. Es konstatiert einen nötigen Wandel der kirchlichen Sprache, ohne allerdings die „Lösung“ aufzuzeigen angesichts einer immer pluraler werdenden Gesellschaft. Die Diagnose ist gelungen, an der Therapie mangelt es noch. Der „Ausweg Poesie“ ist mit einem Fragezeichen versehen, der Hinweis auf die Botschaft in „leichter Sprache“ hilft m. E. nur bedingt weiter. Auch könnten mehr Schweigen und Humor Bestandteile des geforderten Sprachwandels sein. Wie auch immer. Die Herausforderung, das Unsagbare „blutvoll“ sagbar zu machen, bleibt. Und da „authentisch“ zu sein – wieder so ein oft gebrauchtes Wörtchen des Kirchensprechs.

Lasst sie uns also vermeiden, die Phrase unser, die du bist in unser aller Münder...

## **Autoren**

Jan Feddersen (Jg. 1957) ist Redakteur bei der tageszeitung.

Philipp Gessler (Jg. 1967) ist Redakteur bei der Zeitschrift zeitzeichen.

JAN FEDDERSEN  
PHILIPP GESSLER

# PHRASE UNSER

DIE BLUTLEERE  
SPRACHE  
DER KIRCHE

 claudius

## Bibliografie

Jan Feddersen / Philipp Gessler  
Phrase unser  
Die blutleere Sprache der Kirche  
184 S.  
Claudius Verlag, München 2020  
ISBN: 978-3-532-62844-7  
Preis: 20,00 Euro